

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 19 (2006)
Heft: [8]: Schweizer Zukünfte "Mapping Switzerland2"

Artikel: Wasser : vom Rausch zum Katzenjammer
Autor: Panchaud, Anne-Lise
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-122960>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom Rausch zum Katzenjammer

Text: Anne-Lise Panchaud

Die Turnlehrerin Anne-Lise Panchaud war eine grüne Aktivistin, eine jener unerschrockenen Frauen, die das Trinkwassergesetz politisch durchsetzte. Sie ist heute Mitarbeiterin bei «Human Resources», einer NGO, die sich für Chancengleichheit der dritten und vierten Welt einsetzt. A-L. Panchaud ist geschieden, lebt mit ihrem Sohn teils in Aubonne, teils an den Dienstorten.

• «Heute ist die Schweiz eine geprügelte Nation voller ohnmächtiger Wut. Man hat uns weggenommen, was uns allein gehört, das Wasser! Das hört man an allen Stammtischen. Es ist eine wahre Geschichte in drei Kapiteln: Alpengold, Nationalgut und Menschenrecht. Eine Lektion im modernen Völkerrecht ist sie auch.

Das Alpengold zuerst. Wasser, gemeint ist immer nur sauberes Wasser, ist der einzige natürliche Rohstoff, von dem wir im Überfluss haben. Dieser Überfluss diente früher der Elektrizitätsgewinnung und WC-Spülung. Wir verschwendeten unser Wasser bedenkenlos. Fast jedes Wasser in den Alpen enthält genügend Mineralien, um als Heilwasser anerkannt zu werden. Mineralwasser wurde Mode, Europa putzte damit die Zähne. Die Berggemeinden erkannten ihre Chancen und versorgten die Welt mit glasklarem Heidwasser. Das flüssige Gold der Alpen floss in Flaschen abgepackt in die Ebenen. Zuhause sprudelten die Wasserzinsen. Nur, wem gehört das Wasser? Die Antwort war bisher nur von lokalpolitischer Bedeutung. Doch die Kantone witterten Einnahmen und setzten sich als Eigentümer durch. Sie erteilten die Konzessionen und die Gemeinden verwerteten es durch ihre Wassergesellschaften. Selbstverständlich waren die Grundeigentümer an diesem Geschäft beteiligt und alle hatten etwas davon.

Der Durst stieg Jahr für Jahr. Die Berggemeinden wurden reich, ein Bauboom machte aus Dörfern Alpenstädte. Wo früher von alpinen Brachen die Rede war, entstanden nun wie Goldgräberstädte die «Water-Citys», schrill, ungeordnet, schnell zusammengescharrt. Riesige Wasserwerke und ausgedehnte Tankanlagen entstanden. Wie Norwegen das Ölfieber, hatte die Schweiz ihren Wasserrausch. Die Raumplanung kapitulierte vor dem Investitionsdruck. Samnaun war überall. Wir Grünen mussten ohnmächtig zusehen, wie die «Water-Citys» die Landschaft ruinierten. Da bereits dreissig Prozent der Exporteinnahmen aus dem

Wasser stammten, wuchs das Gewicht der Wasserkantone. Aber auch der Widerstand der andern wurde heftiger. Wir Grünen argumentierten mit der Volksgesundheit. Das Heidwasser, das aus den Alpenquellen, wurde exportiert, das Restwasser, das, das bereits durch die Turbinen der Kraftwerke gelaufen war, das aufbereitete Seewasser, das Grundwasser, kurz, alles andere stand den Agglomerationen zur Verfügung. Hatte man sich früher kaum um die Qualität des Trinkwassers gekümmert, so wurde die nun zu einem Psychopolitikum. Heidwasser allein schien noch zuträglich. Wir, die Grünen, die in den Agglomerationen damals an der Macht waren, erklärten: «Wasser ist ein Geschenk der Natur, Wasser kann nicht ein Handelsgut sein. Jede Schweizerin, jeder Schweizer ist vor dem Wasser gleich.» Wir lancierten die Initiative «Das Wasser dem Volk», die gegen den erbitterten Widerstand der Bergkantone in Juli 2017 angenommen wurde. Im Eidgenössischen Trinkwassergesetz wurde das Quellwasser zum nationalen Gut erklärt, dessen Verteilung die Schweizerische Wasseranstalt nach dem Vorbild der Alkoholverwaltung überwachte. Im Innern des Landes wurde nach föderalistischen Kriterien verteilt, ins Ausland nach kapitalistischen Regeln verkauft. Selbstverständlich war im Trinkwassergesetz eine angemessene Entschädigung der Standortkantone und Ursprungsgemeinden enthalten. Diese hatten ihre Lektion bei den Kraftwerken gelernt und liessen sich nicht ein zweites Mal mit Brosamen vom Tische der Reichen abspeisen. Trotz dem nun viermal grösseren Inlandbedarf brach der Export von Heidwasser keineswegs ein. Denn erstens war das Trinkwassergesetz sehr grosszügig in der Definition von Quellwasser und zweitens stieg der Bedarf im Ausland.

Die Bergstädte wuchsen zwar weniger schnell, doch ersetzten die Investoren die hastig hingestellten, windigen Erstabauten durch stabilere und respektablere. Aus Samnaun wurde schrittweise Alpen-Ostermundigen. Immer noch war die Raumplanung machtlos, doch sie war es unterdessen im Rahmen des Raumplanungsgesetzes.

Das Wasser wird zum Menschenrecht

Die Schweiz glaubte, ihr Wasserproblem gelöst zu haben, doch sie hatte die Rechnung ohne die Wassernot in der Welt gemacht. Was wir, die Grünen, schon lange angekündigt hatten, geschah: Im Laufe der Zwanzigerjahre verschlechterte sich weltweit die Versorgungslage. Bereits um 2025 hatte über die Hälfte der Menschen keinen Zugang zu sauberem Wasser mehr. Die Kosten für die Wasseraufbereitung stiegen, die Wassernot nahm zu. China und Indien als die neuen Grossmächte waren davon am härtesten betroffen und machten gemeinsam politischen Druck. «Wasserstaaten» wie die Schweiz, Österreich, aber auch Nepal und Kaschmir waren isoliert und galten als Profiteure. Im März 2029 erklärte die UNO das Wasser zum Menschenrecht. Der internationalen Wasserkonvention trat die Schweiz selbstverständlich nicht bei, Österreich als EU-Staat hingegen wohl. Damit mussten die Österreicher ihren Wasserreichtum teilen, die Schweiz aber blieb wassersouverän. Innerhalb der grünen Partei kam es zum Bruch: Die Grünationalen waren für die Wassersouveränität, die Solidargrünen fürs Menschenrecht. Klar, dass ich bei den Solidargrünen war, klar, dass wir in der Minderheit waren.

Das Geschäft lief prächtig, nie war das Heidwasser im Ausland begehrter, nie die Einnahmen höher, nie der Wasserrausch schöner. Aus Ostermundigen in den Bergen →



→ wurde die Sport- und Vergnügungsstadt Heidi Town, die architektonische Qualität stieg, die Raumplanung stellte Qualitätsanforderungen, die sie mit Einzonungen belohnte. Doch die Wassernot in der Welt nahm zu. Wenn das Wasser ein Menschenrecht ist, warum soll es dann den Schweizern allein gehören? Man kann es einfach darstellen: Die Schweiz wurde erpresst: «Entweder ihr tretet der internationalen Wasserkonvention bei oder wir greifen zu Sanktionen», erklärte die UNO. Der Mensch lebt nicht vom Wasser allein, die Schweiz musste 2032 klein begeben. Das erste Mal seit 1798 wurde unsere Souveränität verletzt, was wir zähneknirschend hinnehmen mussten. Wir Solidargrüner waren befriedigt, liessen uns aber nichts anmerken.

Die Gommer Wirren

Das Wassergeschäft war damit nicht zu Ende, aber wir hatten Lieferverpflichtungen, und dies erst noch zu «österreichischen Preisen». Kurz, das Wasser gehörte nicht mehr uns allein. Stand vorher der Liter Heidiwasser bei 1,12 Franken, so sank er nun auf 0,12. Im Frühling 2033 kam es zu den Gommer Wirren. Dort wollten die Einheimischen der Sport- und Vergnügungsstadt Ulrichen das «Diktat aus Peking» nicht akzeptieren und vergifteten Heidiwasser, das nach China exportiert wurde. Die 305 Toten aus der chinesischen Oberschicht wurden in der Schweiz kaum betrauert, die Handelssanktionen der Chinesen hingegen sehr. Der Bund musste eingreifen. In Ulrichen kam es zu Strassenkämpfen, die auch auf andere Vergnügungsstädte ausstrahlten. Die Wasserschweiz war in Aufruhr. Erst im Herbst 2033 beruhigte sich die Lage wieder. Der Bund war gezwungen, eine eidgenössische Wasserpolizei aufzubauen, das Nationalgut, das nicht mehr der Nation gehörte, musste geschützt werden.

Es war ein böses Erwachen, die Schweizer mussten lernen, wie die Macht auf der Welt verteilt war und wie wenig sie dem entgegenzusetzen hatten. Doch selbst die Welle der Empörung und der überwältigende Wahlsieg der Nationalkonservativen in den Nationalratswahlen von 2034 änderte an der internationalen Lage nichts. Auch der neue Bundesrat mit sechs Nationalkonservativen und einem Grünen wagte es nicht, die internationale Wasserkonvention grundsätzlich in Frage zu stellen.

Der Preiszusammenbruch, genauer der Verlust der «Naturalrente», traf die Wasserschweiz hart. Die Wasserwerke arbeiteten zwar wie zuvor, doch der Rausch wich der Ernüchterung. Der Standortausgleich aus dem Trinkwassergesetz schrumpfte auf einen Drittel, damit war die Wasserschweiz wieder dort angelangt, wo sie um 2010 gestartet war. Der Boom in den Bergen verpuffte, aus den Sport- und Vergnügungsstädten in den Alpen wurden «Ghost Towns». Die Abwanderung war massiv, die Bauwirtschaft brach zusammen. Vom vielen Geld war nichts mehr übrig.

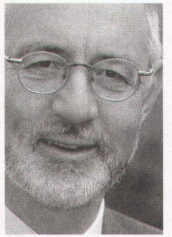
Die Raumplanung war ratlos. Auf Schrumpfung war sie nicht vorbereitet. Das kam im schweizerischen Raumplanungsrecht nicht vor und in den Köpfen schien es unmöglich. Die Wiederherstellung des «natürlichen Zustands», den wir, die wiedervereinigten Grünen, trotzig forderten, scheiterte am Geld. Wer sollte die Abbrüche und die Renaturierung bezahlen? Man liess die Ruinen sich selber ruinieren. Die Schweiz präsentiert sich heute als geprügelte Nation. Es ist kein Trost, dass auch das Öl internationalisiert wurde. Der Stolz der Nation ist verletzt. Nur wir vom solidargrünen Kern halten die Gerechtigkeit für wichtiger als das Geld. Und uns gehört die Zukunft.» •



Paolo Bianchi, Baden

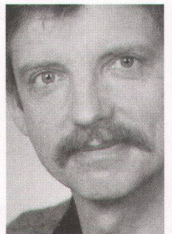
Während früher noch der Krug zum Brunnen ging, fliesst seit 1900 das Wasser zum Krug beziehungsweise in die Wanne. Der durch die Wasserversorgung veränderte Grundriss der Wohnung hat seine Entsprechung in der Siedlungsgeografie der Schweiz, die bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts durch das Wasser bestimmt war: Historisch wichtige Orte liegen weit häufiger an Flüssen als an Seen. Die grosse Wende im Wasserwesen aber macht die Menschen unabhängig von der Natur. Nun boomt das Bauen, das Land wird zersiedelt. Im Zukunftsszenario «Wasser» erlebt eine Öko-Aktivistin den Wandel von der grünen zur blauen Revolution und muss erfahren, wie das «blaue Gold» politisch instrumentalisiert wird. Die Geschichte handelt vom Aufstieg und Niedergang der Schweiz als Wasserschloss Europas. Am Fusse des Piz Lunghin im Oberengadin fanden Maler, Denker und Dichter nachhaltige Inspirationen für Leben und Kunst. Dem Philosophen Friedrich Nietzsche soll sich, gefangen genommen von dieser einzigartigen Aura, die Botschaft Zarathustras offenbart haben. Er schreibt: «Dort, wo die Stürme hinab in's Meer stürzen, und des Gebirgs Rüssel Wasser trinkt, da soll ein jeder einmal seine Tag- und Nachtwachen haben, zu seiner Prüfung und Erkenntnis.» Ein wunderbarer Satz für ratlose Raumplaner.

Paolo Bianchi, freier Kulturpublizist, Gastherausgeber der Zeitschrift «Kunstforum International»



Christoph Allenspach, Zürich

Ich bin für ein Moratorium von Szenarien, besonders in Studien und Publikationen zur Raumentwicklung. Szenarien wollen anregend sein. Sie sind es aber selten, da sie zwingend viele wichtige Aspekte ausschliessen, um verständlich zu bleiben. Es ist schwierig genug, die Gegenwart zu erklären und dafür Lösungen vorzuschlagen. Das Szenario «Zukunft Wasser» leuchtet mir nicht ein. Es ist eine schöne Geschichte mit den Qualitäten eines Feuilletons. Irgendwo anzusiedeln zwischen den Berichten des Club of Rome, dem Science Fiction und der Realpolitik des helvetischen Föderalismus. Und in dieser Form irgendwo zwischen ernster Absicht und nicht ganz ernster Unterhaltung. Wasser ist ohne Zweifel ein dringliches Thema der Weltgemeinschaft. Warum also soll ein Szenario auf die Schweiz limitiert sein. Das ist die



alte Falle: die Schweiz als Insel. Doch zumindest das Europa nördlich der Alpen ist doch vollgesogen mit Wasser wie ein Schwamm. Der Wasserhandel ist übrigens längst in der festen Hand von ein paar Konzernen.

Christoph Allenspach, Prof. Theorie der Gestaltung HGKZ und Mitglied des eidg. Rates für Raumordnung

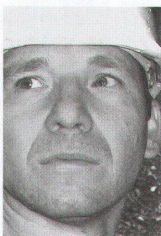
Hans-Peter Fricker, Zürich

2033: In den Alpentälern ist der Verkauf von Wasser eingestellt. Die Fabriken, in denen bis vor kurzem reinstes Quellwasser in Flaschen abgefüllt wurde, stehen leer. Der Grund: zu viel Wasser. Überschwemmungen und Murgänge haben als Folge der Klimaerwärmung so stark zugenommen, dass die Bevölkerung aus ihren Tälern vertrieben wurde. Wer sich noch vor wenigen Jahren daran freuen konnte, dass auch Scheichs in den Wüsten Saudi Arabiens ihren Durst mit Wasser aus den Schweizer Bergen stillen, lebt jetzt in einer Wohnsiedlung am Rande einer Grossstadt. 2006: Noch ist Zeit zu handeln, damit das Szenario «Alpen 2033» nicht Wirklichkeit wird. Doch es braucht ein radikales Umdenken im Gewässer- und Klimaschutz: revitalisierte Gewässer, nachhaltige Mobilität, erneuerbare Energiequellen, energieeffiziente Geräte und, und, und ... Für ein Eldorado für Mensch und Natur – nicht nur in den Alpen.

Hans-Peter Fricker, Geschäftsleitung WWF Schweiz

Hans-Peter Bärtschi, Winterthur

Wasser fliesst. Von selbst. Bei uns oft zu viel, in anderen Gegenden zum Verdursten wenig. Das dauert drei Tage, denn der Mensch besteht nicht nur im Kopf zu über sechzig Prozent aus Wasser. Er muss im Schnitt täglich zweieinhalb Liter Süsswasser auffüllen. 7,3 Millionen Einwohner trinken jährlich ziemlich viele Liter Wasser. Aber zum Stillen unseres Durstes genügt das Auswinden der Abflussmenge auf einem Siebtel Promill unserer Landesfläche. Problemlos könnte man eine Milliarde Menschen mit Schweizer Trinkwasser versorgen. Wenn Wäscherinnen, Warmwasserbeheizte, Schaumbadwollüstige oder Einfamilienhausgärtner nicht 160 Mal mehr Wasser verschwenden würden, als es zum Trinken braucht. Und die zusammen brauchen im Vergleich zu den Flurbewässerern und Wasserkraftwerken wiederum wenig von diesem Lebenselixier, überall. Zwischen diesen Nutzergruppen werden die Wasserkämpfe ausgefochten, und zwar



über die überwiegend noch öffentliche Infrastruktur. Zum Beispiel erwarb ein nicht genannt sein wollender Investor die Alusuisse, verkaufte die Wasserkraftwerke an Deutschland, die Fabriken an Kanada, das die Fabriken nun wegen zu hohen Strompreisen stilllegte. Von den 400 Millionen Franken Gewinn gelangten einige Brosamen an ein Werbebüro, das «herzige Sünneli» gegen Linke und Nette zeichnet, was mit weiteren Kampagnen der Verhetzungspartei dem Investor zu einem Bundesratsitz verhalf. Die Prophezeiung, dass diese Partei künftig den Bundesrat dominieren könnte, ist angesichts einer zunehmenden Verängstigung leider realistischer als das Szenario des Wasserrausches.

Hans-Peter Bärtschi, Architekt, Wirtschaftshistoriker, Inhaber und Gründer der Firma Arias Industriekultur

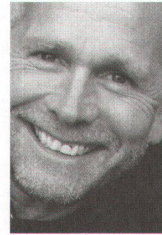
Andrea Masüger, Chur

Wenn es heute in den Alpen raumplanerische Sünden und architektonische Schandtaten gibt, ist daran nicht das Wasser schuld. Würden die Berggebiete nur vom Wasser leben, so wären sie heute noch so mausarm wie vor 150 Jahren. Das Wasser und die Elektrizität hat man schon immer derart günstig an das sogenannte Unterland verschertelt, dass heute bedeutende Umweltorganisationen behaupten, mit dem Heidiwasser, das über die Turbinen der Alpenkraftwerke läuft, werde schon seit Jahren der Atomstrom aus Gösgen und Leibstadt quersubventioniert. Und diejenigen, die wirklich vom Flaschenwasser leben wollten, haben ihre Anteile längst an Coca-Cola verkauft. Nein, Samnaun ist nicht wegen des Wassers zum Alpen-Ostermündigen geworden, sondern wegen des Zollfreistatus. Der Bauboom in den Bergen ist dem Tourismus zu verdanken. Die Aufnahme des Wassers in den Menschenrechtskatalog wird daran gar nichts ändern.

Andrea Masüger ist Chefredaktor und Direktor der «Südosstschweiz»

André Mühlebach, Seen

Ohne die Lebensphilosophie von www.wasserkult.rel-com wäre ein grosser Teil der Bergbauern ab 2012 auf die Blauseeforellenzucht umgestiegen. Überall wurden künstliche Teiche und Seen angelegt, in Vals, Schuls und Leukerbad wurden Thermen genutzt, um auch im Winter Treibhausbecken zu betreiben. Die Viehwirtschaft wurde bedeutungslos, an den Hängen wurden



Roboter-Schafe eingesetzt, um die Vergandung der Skipisten zu verhindern. www.wasserkult.rel-com mit ihrem geistigen Zentrum in Lauterbrunnen überrollte die früheren Landeskirchen, denen höhnisch vorgeworfen wurde, sie würden bloss abgestandenes Weihwasser versprengen. «Surf» hiess das Erweckungsblatt, dem es gelungen war, ein hedonistisches Lebensgefühl (Nacktbaden im Whirlpool) mit Taufe und Segnung zu verbinden und damit ältere Formen der christlichen Wassersymbolik zu usurpieren. Führer der einflussreichen spirituellen Bewegung war Johann Rebaptist Ablanalp von Zweilüttschinnen. Der päpstliche Bann aus Rom, der www.wasserkult.rel-com als mit dem Christentum unvereinbar erklärte, beeindruckte nur wenige, waren doch in der alten römischen Hauptstadt längst alle Brunnen trocken. Johann Rebaptist hatte den früheren «Mystery Park» in Interlaken zu einem Weltzentrum der Spiritualität ausgebaut. Am 1. August fanden auf dem «Bödeli» Massentaufen mit bis zu hunderttausend Menschen statt. Der Wasserkult hat das Christentum abgelöst. André Mühlebach, Theologe und Geograf, Weltumsegler, www.wasserkult.rel-com

Christoph Jaag, Fajauna/Stels GR

Meine Sichtweise ist erblich belastet. Für Vater war Wasser alles – jedenfalls mehr als nur Einkommen: Lebensfreude, Engagement, Kampf. Er hat früh erkannt, welche globale Bedeutung sauberen Bächen, Flüssen und Seen zukommt. «Rettet das Wasser» war (1961) die Abstimmungsparole für ein erstes Gewässerschutzgesetz. Ich habe am damaligen Mittagstisch aus der Kinderperspektive heraus einiges mitbekommen, meine Sensibilität wurde wach. So war mir zu Internatszeiten nicht mehr egal, wenn Schlachtwasser den Talbach rötlich färbte oder stinkende Rauchschwaden der lokalen Schutthalde sich im winterlichen Kältesee des Vorderprättigaus stauten. Und heute? Der väterliche Einsatz hat sich gelohnt. Die trüben (Ab-)Wässer aus Vaters Zeiten sind hierzulande praktisch flächendeckend geklärt. Wir damaligen Kinder leben jetzt in einer diesbezüglich objektiv messbar heileren Welt. Die Einsicht verpflichtet: Auch unser Handeln, unsere politischen Entscheide sind daran zu messen, wie sie auf die Lebensqualität unserer Jungen einmal wirken werden.

Christoph Jaag, SP-Grossrat, Prättigau, Hotelier und Tourismusberater